

Heinz Bude | Thomas Medicus | Andreas Willisch (Hg.)

ÜberLeben im Umbruch

Am Beispiel Wittenberge:
Ansichten einer
fragmentierten Gesellschaft

Hamburger Edition

Das diesem Bericht zugrundeliegende Vorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UH0702 A–E gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den AutorInnen und Herausgebern.

Die Gesamtleitung des Projekts »ÜberLeben im Umbruch«
am Maxim Gorki Theater, Berlin: Andrea Koschwitz (Chefdramaturgin);
Mitarbeit: Katrin Müller (Fellow der A. Toepfer Stiftung), Maja Thiessen (KBB).

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH
Mittelweg 36
20148 Hamburg
www.Hamburger-Edition.de

© 2011 by Hamburger Edition

Umschlaggestaltung: Wilfried Gandras
Typografie: Wilfried Gandras
Herstellung: Elke und Jan Enns
Satz: Dörlemann Satz GmbH
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-86854-233-2
1. Auflage Oktober 2011

- 10 Vorwort der Herausgeber
13 *Heinz Bude* Ein natürliches Experiment

Reportagen 1

- 38 *Volker Gerling* Daumenkino
43 *Bettina Grimmer* Cowboys an der Elbe
51 *Thomas Medicus* Blues
57 *Philipp Staab* Fremd in Wittenberge
65 *Friederike Bahl* »Hartz-IV-Party«
74 *Anna Eckert* Mäßige Arbeit

Wissenschaft 1

- 82 *Andreas Willisch* Umbruch und Überleben
90 *Anna Eckert* | *Andreas Willisch* Discounting – Teilhabe durch Konsum!
98 *Michael Thomas* | *Rudolf Woderich* Ordnung ohne Unordnung –
die Ambivalenz von Vergemeinschaftungen in Vereinen
108 *Inga Haese* Das doppelbödige Charisma

Theater 1

- 122 *Heinz Bude* | *Wolfgang Engler* Wer spricht? –
Vergebliche Avantgarden und trotzige Größen
131 *Andrea Koschwitz* Theatertexte einer ÜberLebens-Landschaft

Versuchsanordnung: Stücke – Protokolle

- 138 *Thomas Freyer* Im Rücken die Stadt. Das Stück. Ein Auszug
139 *Susanne Lantermann* Hausbauen
145 *Anna Eckert* Die Sorge um das Detail
149 *Susanne Lantermann* Werdegang
156 *Juliane Kann* Fieber. Das Stück. Ein Auszug
157 *Michael Thomas* | *Rudolf Woderich* HipHop in Wittenberge
165 *Christin Meichsner* Feldtagebuch. Auszüge

Wissenschaft 2	172	<i>Susanne Lantermann</i>	Familie in der aufgesprengten Gesellschaft
	179	<i>Ina Dietzsch</i> <i>Dominik Scholl</i>	Slow Economy
	187	<i>Inga Haese</i> <i>Susanne Lantermann</i>	Arbeit am Mythos
	198	<i>Ina Dietzsch</i>	Öffentliche Wissenschaft
Theater 2	218	<i>Armin Petras</i> <i>Andreas Willisch</i>	Gespräch in der Nacht
			Versuchsordnung: Stücke – Protokolle
	228	<i>Fritz Kater</i>	we are blood. Das Stück. Ein Auszug
	229	<i>Inga Haese</i>	Verkehrsadern in der toten Zone
	242	<i>Philipp Löhle</i>	Die Überflüssigen. Das Stück. Ein Auszug
	243	<i>Dominik Scholl</i>	Abriss war gestern
	250	<i>Malte Ubenauf</i>	Ich habe keine Zeit, mich zu beeilen
	254	<i>Christine Wahl</i>	ÜberLeben im Theater
			Vor Ort und weltweit
	268	<i>Christina Runge</i> <i>Jutta Wangemann</i>	Ihre Veränderungsschneiderei
	290		Archiv des Umbruchs
Reportagen 2	296	<i>Inga Haese</i>	Protokoll einer Rebellion
	305	<i>Thomas Medicus</i>	Dortmund, München, Kanada
	315	<i>Christin Meichsner</i>	Hauptsache Nebenjob
	323	<i>Inga Haese</i>	Lichtblick oder Luftflimmern?
	330	<i>Dominik Scholl</i>	Auflösung
	338	<i>Andreas Willisch</i>	H & H. Hängerbau und Heiratsvermittlung Prignitz
	343		»Wie kommt das Pferd auf die Bühne«
Anhang	351		Bibliografie
	355		Bildnachweise
	355		Nachweise/Theaterstücke
	355		Links
	356		Autorinnen und Autoren
	359		Dank

Vorwort der Herausgeber

Der Zuschnitt des hier vorgestellten Projekts verdankt sich einer Förderungslinie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Unter der Überschrift »Geisteswissenschaften im gesellschaftlichen Dialog« sollen Projekte angestoßen werden, die sich explizit der Frage der öffentlichen Darstellung von geistes- und sozialwissenschaftlichem Wissen stellen. Dahinter steht die Überlegung, dass Fragen von gesellschaftlicher Relevanz nicht allein in den Köpfen von Geistes- und Sozialwissenschaftlern existieren, sondern die Menschen selbst immer schon umtreiben. Forschung lautet der Begriff für das methodische Bemühen um Erkenntnis, die im Alltag genauso stattfindet wie in der Wissenschaft, in der Kunst genauso wie im Journalismus, in den Strategiedebatten der Politik genauso wie in den Entwürfen der Werbung. Das gesellschaftliche Wissen ist reicher und vielgestaltiger als in den dafür zuständigen Wissenschaften oft gedacht.

Dieses komplizierte Übersetzungsverhältnis ist Gegenstand des Projektes von Wittenberge. Der Appellbegriff, um den es hier geht, ist der des Überlebens. Es ging darum, an Ort und Stelle deutlich zu machen, wie die Menschen mit einem krassen sozialen Wandel zurechtkommen, der Gewinner und Verlierer, Profiteure und Betrogene, Avantgardisten und Überflüssige zurücklässt. Anders als bei der berühmten Studie über die Arbeitslosen von Marienthal aus den 1930er Jahren haben die Menschen hier eine Stimme. Sie sagen Dinge, die man nicht sofort versteht, sie sprechen durcheinander, und sie führen Beschwerde darüber, wie sie durch die Beobachter beobachtet werden.

Das Besondere des Projekts bestand darin, dass dieser Zusammenhang nicht nur von Sozialwissenschaftlern untersucht wurde, sondern dass die Kunst – in Gestalt von Performern und Theaterautoren – an diesem Forschungsprozess beteiligt war. Im Dialog von Wissenschaft, Kunst und Alltag sollte ausgelotet werden, welche kollektiven Fantasien sich um das Thema des Überlebens ranken, wie die Menschen sich halten, wenn ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen worden ist, welche Konflikte sich ihnen stellen, welche Abgrenzungen sie vornehmen, wen ihr Hass trifft und wie sie sich trotzdem um Ordnung, Harmonie und Ausgewogenheit bemühen. Das praktische, alltägliche und fortwährende Überleben beruht auf einem vorläufigen, verletzlichen und verschwiegenen Wissen.

Das Projekt stellt bewusst die epistemologische Vorrangstellung der Wissenschaft bei der Thematisierung des Überlebens in Frage. Die Virulenz eines Themas enthüllt sich womöglich erst sekundär im Blick der Wissenschaft, es sind primär andere Medien beteiligt, die den Menschen vor Augen führen, was an ihnen ist.

Zwischen 2007 und 2010 haben Sozialwissenschaftler, Performer und Theaterautoren in der Industriestadt Wittenberge das Überleben im Umbruch erforscht. Zeitweise waren zwei Dutzend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Künstlerinnen und Künstler im Ort unterwegs. Am Platz vor dem Festspielhaus von Wittenberge war im Erdgeschoss

eines Plattenbaus das Projektbüro untergebracht, und in den örtlichen Zeitungen wurde von den Aktivitäten des Projekts berichtet. Das Unternehmen war in einem Forschungsverbund organisiert, an dem das Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, das Hamburger Institut für Sozialforschung, das Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien, das Thünen-Institut Bollewick und das Maxim Gorki Theater in Berlin sowie der Fachbereich Gesellschaftswissenschaft der Universität Kassel beteiligt waren.

Der Bereich Wissenschaft bestand aus Soziologinnen und Soziologen, Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftlern sowie Europäischen Ethnologinnen und Ethnologen, die eine Gemeinsamkeit in der analytischen Mentalität von teilnehmenden Beobachtungen erblickten. Der Bereich Kunst wurde aus Theaterautorinnen und Theaterautoren, aus Performerinnen und Performern und Filmemacherinnen und Filmemachern sowie Dramaturginnen und Dramaturgen gebildet.

Daraus gingen Tausende Seiten wissenschaftlicher Materialien, einschlägige wissenschaftliche Aufsätze, vier am Maxim Gorki Theater uraufgeführte Stücke, vier große performative Aufführungen, eine Sammlung Zeitungsartikel und Fotoaufnahmen sowie das Buch, das hier vorliegt, hervor.

Die Gestaltung dieses Buches soll diesen performativen Ansatz des Gesamtprojektes wiedergeben. Es geht nicht allein um die Darstellung von Ergebnissen, nicht allein um die Begründung von Methoden, nicht allein um die Dokumentation von Stücken, nicht allein um die Wiedergabe von Aufführungen, sondern um das alles zusammen. Die gestalterische Idee leitet sich aus dem methodischen Konzept des Panoramas ab. Damit haben schon so unterschiedliche Autoren wie Walter Benjamin, Dolf Sternberger oder Studs Terkel versucht, die real existierende Multiperspektivität von totalen gesellschaftlichen Phänomenen zu erfassen. Um das Ganze ansichtig zu machen, muss der Blick wandern und die Gedanken müssen sich fügen können, damit, wie Adorno gesagt hat, systemlos sich darstellen kann, was sich durch die Einheit der Erfahrung zur Konstellation zusammenschießt.

Heinz Bude, Thomas Medicus und Andreas Willisch
im Mai 2011

Heinz Bude

Ein natürliches Experiment

Wittenberge liegt auf halber Strecke an der für Hochgeschwindigkeitszüge ausgebauten Bahntrasse zwischen Berlin und Hamburg. Ein paar mal am Tag hält von jeder Seite ein ICE in der Kleinstadt an der Elbe, die sich als Stadt zwischen Turm und Strom anpreist. Dann steigen morgens neben einigen versprengten Rentnern mit Taschen und jungen Menschen mit Kopfhörern eine Gruppe zumeist adrett gekleideter Frauen mittleren Alters ein. Es sind Pendlerinnen, die ihren Arbeitstag am Schreibtisch in einem Hamburger Kontor verbringen.

Früher, das heißt vor 1989, hatte der Ort 33 000, heute, gut zwanzig Jahre später, knapp 19 000 Einwohner. Die Stadtverwaltung rechnet mittelfristig mit einer Zahl von 12 000 Bewohnern. Deshalb müssen Wohnquartiere abgerissen, Kindergärten geschlossen und Buslinien abgeschafft werden. Öffentliches Geld gibt es in »schrumpfenden Städten« für die Altstadtsanierung, für die Anlegung von Naturparks und für die Errichtung eines Industriedenkmals. Der Bürgermeister will die unvermeidlichen Veränderungen als Chance verstehen und als Gelegenheit nutzen.

Wittenberge wird hier als Fall einer Konstellation genommen, die man genauso in Kattowitz oder in Aberdeen, in Lüttich oder in Pirmasens finden kann. Man spricht von Deindustrialisierung und meint damit einen Prozess, durch den eine Stadt oder Region aufgrund des Wegfalls ihrer zentralen Wertschöpfungsquelle ihre bisherige Daseinsberechtigung verliert. Das kann sukzessive über einen Zeitraum von dreißig Jahren oder plötzlich, wie in Wittenberge, innerhalb eines einzigen Jahres passieren. Das, wovon die Menschen gelebt haben, das ihnen Stolz gegeben hat, wo Facharbeiterdynastien bestimmte Berufsqualifikationen und Arbeitsplätze von Generation zu Generation weitergeben haben und woran sich ein »Wir-Gefühl« von Bedeutung geknüpft hat, ist nicht mehr vorhanden.

In Wittenberge war das ein industrieller Komplex, der sich in volkseigenem Besitz befand. Er bestand aus dem größten Nähmaschinenwerk Europas, einer Ölmühle, einer Fabrik für Zellstoff und dem Ausbesserungswerk der Reichsbahn. Davon ist nur die Reparaturwerkstatt der im Privatisierungsvorgang voranschreitenden Deutschen Bahn übrig geblieben. Doch für 6000 Beschäftigte gab es keine Arbeit mehr. Die »Stadt unter der Uhr«, wie man Wittenberge im Sozialismus nannte, war mit einem Schlag zu ihrer eigenen Geschichte geworden.

Im Internet wird eine Website namens »Veritas Lounge« gepflegt, in der die Geschichte eines Werks der industriellen Moderne erzählt wird: die Anfänge 1903 mit der Gründung einer Nähmaschinenfabrik durch die im fernen New York ansässigen Singer Company, dort wurden bis zum 3. Mai 1945 die weltberühmten Singernähmaschinen hergestellt; als Wahrzeichen die 1928/29 errichtete Turmuhr, von der heute gesagt wird, dass sie die größte frei stehende Turmuhr auf dem europäischen Kontinent darstelle; der Aufstieg aus Ruinen, als in der DDR aus der kapitalistischen »Singer« die sozialistische »Veritas«-Nähmaschine wurde; und schließlich die Blütezeit der achtziger Jahre, als die VEB Wittenberge als das modernste Nähmaschinenwerk Europas galt.

Wir erfahren, wie die Arbeit, der Sport, die Ferienwohnheime und das Kulturhaus eine Einheit des Lebens in Wittenberge gebildet haben. Wir werden über eine fest gefügte Stabilität informiert, die für alle einen Platz vorsah. Wir sollen ein soziales und kulturelles Ganzes erkennen, das sich gegen die Bedrohung durch äußere Angriffe und innere Spaltung erhalten hat. Die Trauer über den Verlust wird in der Erinnerung an ein Gewesenes verwandelt. Die Anhäufung der Zeugnisse, der Dokumente, der Bilder, all der sichtbaren Zeichen dessen, was einmal war, soll eine Vergangenheit anschaulich machen, die in der Gegenwart un-auffindbar ist.

Die Wende bleibt natürlich nicht ausgespart. Aber im Rückblick vergrößert sich der Abstand zwischen dem unerhörten geschichtlichen Augenblick und den opaken alltäglichen Gewohnheiten. Die Revolution und das Leben berühren sich nicht mehr. Im Kopf geht die Öffnung der Mauer und die Schließung von »Veritas« nicht zusammen. In Wittenberge erscheint den Leuten zwanzig Jahre nach dem Aufstand des Volkes die Befreiung zuerst als Enteignung. Die Frage, was das Ganze denn gebracht habe, ist in der Bahnstraße, wo sich am letzten Werktag im Monat morgens die Hartz-IV-Empfänger zur Abhebung ihres Transfereinkommens vor der Sparkasse sammeln, nicht von der Hand zu weisen. Der gewöhnliche oder archaische Mensch, wie ihn Marcel Mauss in seiner Abhandlung über das »totale soziale Phänomen« genannt hat, rebelliert in Wittenberge gegen seine geschichtliche Bedeutung.

In der Europäischen Union wird ein solcher Ort des Niedergangs aber nicht seinem Schicksal überlassen. Wo ein »sozialer Brennpunkt« ausgemacht wird, tritt der Sozialstaat auf den Plan. So wurde in Wittenberge wie überall in Ostdeutschland eine Transfergesellschaft implantiert, die Formen, Mittel und Rechtfertigungen für jene zur Verfügung stellt, die dort zurückbleiben, wo die Arbeit verschwunden ist. Glück hat, wer ein Handicap vorweisen kann, das einem eine anerkannte Position der Arbeitsunfähigkeit verschafft. Es wird aufgrund einer Störung im psychosomatischen Komplex festgestellt, dass man sich dem Arbeitsmarkt nicht länger zur Verfügung stellen muss. Das bringt den Vorteil mit sich, dass man sich nicht als faul und träge beschimpfen oder als abgehängt und aussortiert bedauern lassen muss, hat aber gleichermaßen den Nachteil, dass man sich mit dem Stigma einer diagnostizierten Beeinträchtigung anzufreunden hat.

Schlecht sind dagegen jene dran, die im besten Alter der Arbeitsfähigkeit sind und für die sich aber beim besten Willen kein Arbeitsplatz findet. Die müssen sich zur Hartz-IV-Existenz machen lassen, für die sich die sozialstaatlichen Agenturen immer neue Aktivierungsmaßnahmen ausdenken, die jedoch nie zum Ziel einer dauerhaften Beschäftigung im normalen ersten Arbeitsmarkt führen. Dieses Grenzgängertum am Arbeitsmarkt stellt ein Existenzmodell dar, das in Wittenberge nahezu der Hälfte der Menschen im erwerbsfähigen Alter zugemutet wird.

Deshalb ist das soziale Leben in Wittenberge vom Zugriff des Sozialstaats geprägt. Darin liegt der entscheidende Unterschied zur Ghettobildung, wie man sie klassischerweise aus den USA kennt, die einem heute aber auch in den französischen Vorstädten oder in bestimmten Zonen

von Berlin-Neukölln begegnet. Dort zieht sich der Staat von den Orten des industriellen Niedergangs und der ethnischen Schließung zurück. Man spricht von »no-go-areas«, wo keine Polizei sich mehr blicken lässt, wo die Bushaltestellen verwüstet sind und wo die Schulen unter bewaffnetem Schutz stehen. Wer im »Ghetto« aufwächst, ist in Zirkeln der Benachteiligung gefangen und lernt von Anfang an, dass es kein Entrinnen aus der von Sex und Gewalt beherrschten Hölle des Überlebens gibt.

Davon kann in Wittenberge keine Rede sein. Hier geht alles seinen geordneten Gang, selbst einen rechtsradikalen Mob sucht man vergebens. Das macht für den Außenstehenden aber gerade das Gespenstische des Ortes aus: dass noch bei den herumhängenden Jugendlichen kein Funke des Hasses aufblitzt und keine Geste der Arroganz sich zeigt. Man wandert in der Innenstadt durch eine aufgerissene Kulisse mit sanierten Häusern und verkehrsberuhigten Straßen und fragt sich, wo die Wut und wo der Amok sitzt. Stillter als hier kann zumindest unter der Woche die Nacht nicht sein.

Wittenberge ist ein Anti-Ghetto. Es fehlen der rebellische Abstammungsglaube, die gewalttätige Folklore und die konfrontative Frontstellung. Nicht die Auftritte, sondern die Rückzüge bestimmen das öffentliche Bild. Wer auf die Straße tritt, hofft nicht auf die Begegnung, die das Leben ändert, sondern erwartet das Immergleiche und Überbekannte. Den Gesprächen ist zu entnehmen, dass die Träume von einem anderen Leben das Spektakuläre meiden und das Nostalgische suchen. Groß war Wittenberge gestern, heute ist nur noch vom Schrumpfen, vom Rückbau und vom Anderswerden die Rede. Warum soll man sich für unerwartete Gelegenheiten bereithalten, wenn alles, was sich ereignen kann, schon passiert ist? Man kann nicht mal sagen, dass das Pech des einen das Glück des anderen darstellt. Dafür sind die Spiele zu überschaubar und die Einsätze zu berechenbar. Selbst der Gedanke, sich allein durchzuschlagen, scheint nicht denkbar zu sein.

Wittenberge steht hier jedoch nicht als Ort mit DDR-Geschichte im Fokus. Die Stadt soll vielmehr als Beispiel für einen Umbruchsprozess verstanden werden, der in ähnlicher Weise an ganz vielen Orten Europas stattfindet, wo eine Ordnung des Lebens abgebrochen, ruiniert oder zerstört worden ist, ohne dass daraus Anknüpfungspunkte für etwas anderes entstanden wären. Dabei muss man Gemeinsamkeiten und Unterschiede beachten. Das Allgemeine im Falle von Wittenberge besteht im Verlust des Bodens für das Selbstverständliche. Man weiß nicht mehr, was man im Leben erwarten kann, wonach sich zu streben lohnt und womit man sich in den Augen der Anderen Respekt verschafft. Das macht das »Krasse« eines sozialen Wandels unter den Bedingungen von Deindustrialisierung und Deinstitutionalisierung aus. Das Besondere ergibt sich aus dem abrupten Systemwechsel vom Sozialismus zum Kapitalismus, genauer: vom Musterknaben des europäischen Ostblocks zum armen Vetter der Bundesrepublik – und zwar in einem Ort mit einer relativ kurzen, aber enorm beschleunigten Geschichte der industriellen Modernisierung. Wittenberge ist keine Hansestadt wie Hamburg oder Rostock, keine Residenzstadt mit Schloss wie Schwetzingen oder Ludwigslust, aber auch keine aus einem mittelalterlichen *Oikos* hervorgegangene

Kleinstadt wie Rothenburg ob der Tauber oder Bautzen. In Wittenberge stellten die vierzig Jahre Sozialismus die Blütezeit einer Stadt im ländlichen Raum der Prignitz dar, in der sich aufgrund einer Investorenentscheidung aus dem Ausland während der Hochphase der industriellen Moderne ein Ackerbürgerstädtchen zu einem Industrieort entwickelt hatte.

So spezifiziert hat die heutige Situation in Wittenberge den Charakter eines »natürlichen Experiments«. Der aus der Gestaltpsychologie kommende Sozialpsychologe Kurt Lewin hat diesen Begriff eingeführt, um darauf aufmerksam zu machen, dass eine eingetretene gesellschaftsgeschichtliche Konstellation als eine Versuchsanordnung jenseits des Labors genommen werden kann. Voraussetzung dafür ist die Umgrenzbarkeit des Objekts, was die Systematisierbarkeit der wirksamen Kontextbedingungen und Identifizierbarkeit der relevanten Verhaltensaspekte erlaubt. Man kann dann die Beschaffenheit der Phänomene und deren Wirkungen im Zusammenhang studieren. Im Falle von Wittenberge ist die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, wie die Menschen in ihren Lebensweisen den Abbau, Umbau und Rückbau der industriegesellschaftlichen Welt, in der sie aufgewachsen sind, bewältigen. Wie verhalten sich die Subjekte unter den Bedingungen einer gesellschaftsgeschichtlichen Kehrtwendung von einem Ideal fortschrittsfreudiger Fabriksozialisation zu einem von freigesetzter Selbstsozialisation? Wo früher unter der Uhr produziert und nach Stückzahlen abgerechnet wurde, soll jetzt das Handwerk gedeihen, IT-Boutiquen entstehen und das Wiederverwendbarkeitsdenken Fuß fassen. Wie kann man zur Seite treten, wenn man sich immer nur an der Spitze gesehen hat? Man lebt jetzt in einer kleinen Stadt am Rande, wo es wenig Industrie, ein bisschen Tourismus und viel Raum zum Wohnen gibt. Wie fühlt man sich als Opfer einer gesellschaftlichen Entwicklung, für die es keinen Schuldigen gibt? Wittenberge soll sich als Experimentierfeld für etwas verstehen, was mit der Verlegenheitsformel der postindustriellen Gesellschaft bezeichnet wird.

Die Versuchsanordnung macht schon klar, dass in Wittenberge keine Kämpfe ums Überleben zu erwarten sind. Es handelt sich nicht um einen Ort brutaler Strategien, gerissener Schachzüge und gewalttätiger Behauptungen. Der absoluten Schutzlosigkeit wird niemand preisgegeben. Deshalb braucht es weder eine Mafia noch Straßengangs. Der Sozialstaat stellt vielmehr eine Auffangstruktur zur Verfügung, die auch noch jene erfasst, die keine Chance mehr haben. Diese »sekundäre Integration« erfolgt durch ein System aus Transfereinkommen, Qualifikationsmaßnahmen und Scheintätigkeiten, das die Aktivierung der Deaktivierten bewirken soll. Es werden befristete, beschränkte und betreute Beschäftigungen angeboten, aber keine Arbeit in dem Sinne, wie man es früher gewohnt war. Wer schlau ist, kann sich durchmogeln, aber mit einem respektablen Status in einer Welt von schwerer, wichtiger und umfassender Arbeit hat das nichts mehr zu tun. Not macht erfinderisch, bloßes Auskommen aber kann einem den letzten Mut rauben.

Weil hier alles so neu gemacht, so gar nicht verwüstet und verwahrlost aussieht, kann man sich in Wittenberge auch kein postsowjetisches Sehnsuchtsparadies mit Kofferhandel, Mythenwachstum und Wahn-

sinnprojekten vorstellen. Für Bluejeans muss man sich nicht krummlegen, für eine Bahnkarte niemand bestechen und für einen Passat Blue Motion keine Berge versetzen. Wittenberge ist kein Land aus den Erzählungen von Andrzej Stasiuk oder Serhij Zhadan, wo das Scheitern nicht beklagt, sondern gelebt wird. Selbst den alten Geschichten von kleinen Geschäften, starken Frauen und verbrecherischen Machenschaften mag keiner zuhören. Dafür zeigt der Sozialstaat sein doppeltes Gesicht: als Elendsvertreiber und Unglückserzeuger, der einem Anrechte verleiht, aber Träume nimmt.

Was aber kann man tun, wenn es nicht mehr weitergeht, wie es immer weiterging? Wie verhält man sich, wenn die Vorstellungen von dem, was zu erreichen war, nicht länger passen? Was tun, wenn einem niemand mehr sagt, was zu tun ist?

Die Mutigen riskieren den Sprung ins Nichts. Sie gehen einfach weg und suchen ihr Glück woanders. So ist Wittenberge seit der Wende ein Drittel seiner ursprünglichen Bevölkerung abhandengekommen. Viele junge anpassungsbereite und aufstiegsorientierte Frauen, viele fachgeschulte Männer, viele aufbruchsfreudige Paare haben sich von einer auf Dauer gestellten Dependenzökonomie und einer von außen alimentierten Auffanggesellschaft nichts mehr versprochen. Die damit verbundene alters-, geschlechts- und qualifikationsbezogene Selektion, wie es im harten Soziologendeutsch heißt, hinterlässt eine Restbevölkerung, die geringer, älter und bildungsärmer wird. Es fehlen, wie es wiederum in der Sprache der Demografie heißt, die gebärfähigen Frauen, was, wenn man es nur lange genug so sagt, die letzten Männer wegtreibt, die noch etwas vorhaben. Wie insgesamt in Ostdeutschland, so wird auf lange Sicht auch in Wittenberge jede Generation um ein Drittel kleiner sein als die vorige.

Wer trotzdem bleibt und sich nicht entmutigen lassen will, nutzt die Netzwerke, die ihr oder ihm zur Verfügung stehen. Fett schwimmt oben, heißt es dann über die Profiteure der neuen Verhältnisse, die über »alte Seilschaften« die kapitalistische Transferwirtschaft vor Ort in die Hände bekommen haben. In Wittenberge gibt bis heute ein beharrliches Establishment den Ton an, dessen Wurzeln zu den Kadern des Staatssozialismus zurückreichen, in denen sich Kenntnisse über Kanäle und Kompetenzen des Arrangements gehalten haben. Gesprächspartner, die sich auskennen, sprechen von einer Handvoll Leuten, die die Fäden in der Hand halten.

Wer aber weder den Mut hatte zu gehen noch die Verbindungen sich zu halten, dem bleibt eigentlich nicht anderes übrig, als sich in die verbleibenden oder entstehenden Nischen zurückzuziehen. Es ist besonders das seiner Tradition beraubte Arbeitermilieu Ostdeutschlands, das sich dem stummen Zwang der Verhältnisse hingibt. Wem soll man seine Loyalitätsbereitschaft andienen, was soll man aus den entwerteten Fähigkeiten machen, wem kann man Glauben schenken? Man sieht sich gezwungen, die Arbeit als einen Job anzusehen, sodass man ohne großen inneren Aufwand zwischen Beschäftigung, Maßnahme, Nicht-Beschäftigung, Zusatz-tätigkeit und Scheinarbeit hin und her wechseln kann. Der Rest ist Schweigen.

Aber es finden sich auch immer die Trotzigen, die sich nicht ausreden lassen, was sie können und wissen, und die sich Dinge vornehmen, die eigentlich aussichtslos sind. Manche haben sich mit dieser Haltung eine prekäre mittelständische Existenz im Kleingewerbe oder als Handwerker geschaffen. Einige sind im informellen Handel tätig. Wieder andere zeichnen sich dadurch aus, dass sie ein kunstvolles Portfolio von Mehrfach Tätigkeiten aufgebaut haben. In die Videothek kann man Fisch zum Räuchern bringen, beim »Subaru«-Händler kann man gelesene Jerry-Cotton-Hefte kaufen, und der Anhängerbauer vermittelt Frauen aus der Ukraine. Die meisten Trotzigen jedoch entpuppen sich als Virtuosen des Scheiterns, die trotz allem in Wittenberge den Kopf nicht hängen lassen.

Nicht zu vergessen die 10 000 Erwerbstätigen in geregelten Beschäftigungsverhältnissen, von denen die örtliche Statistik spricht, die sich weder mutig noch trotzig und auch nicht besonders schlau vorkommen müssen. Die sind einfach geblieben und haben bei der Stadtverwaltung, bei einer Bank oder beim Ausbesserungswerk der Deutschen Bahn eine Anstellung gefunden oder sogar ihre bisherige behalten. Die bilden eine gewichtige Gruppe im städtischen Leben, die sich wohlfühlt und zufrieden ist und aus der die Kundschaft für das überörtlich bekannte Restaurant am Hafen oder für die von einer eingeeheirateten Holländerin betriebene Chocolaterie stammt.

Die Welt von Wittenberge, so wie sie sich heute dem sozialforscherischen Blick darstellt, ist als Ergebnis dieser Prozesse zu begreifen. Die Einwohner müssen sich als eine Schar von Aufrechten fühlen, die den Lockungen aus dem Westen widerstanden haben und dageblieben sind. Weil sie keine andere Chance für sich gesehen haben, weil sie die sich bietenden Gelegenheiten genutzt haben, weil sie sich nicht geschlagen geben wollten oder weil sie einfach so weiter wie immer gemacht haben. Die sind bei ihren Versuchen beobachtet worden, im Alltag zurechtzukommen und sich einen Sinn von Größe zu bewahren. Wie zu leben ist, lautet die Frage mit einem Theoretiker des Überlebens wie Adorno, wenn der Faden gerissen ist.

Das Forschungsprojekt, von dem in diesem Band berichtet wird, hatte erhebliche Ausmaße. Rund ein Dutzend Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, von ihrer Ausbildung zumeist Ethnologen und Soziologen, haben fast drei Jahre ihres Lebens auf Wittenberge ausgerichtet. Die meisten haben ein Jahr lang in der Stadt gelebt und Tag für Tag Eindrücke gesammelt, Gespräche geführt und mit einzelnen Wittenbergern Dinge unternommen. Begleitet wurden sie dabei von einem halben Dutzend Künstler, die den Wissenschaftlern teils über die Schulter geschaut, teils ihre eigene Recherche unternommen haben. Die Idee war, dass Wissenschaft und Kunst sich ins Gespräch über eine gemeinsame Sache bringen, sich methodisch dabei ergänzen und im Bewusstsein der jeweils anderen Herangehensweise in ihrer »kritischen Barbarei« kontrollieren könnten. Beide Seiten waren sich darin einig, dass es nicht um die Entlarvung von Meinungen, Mächten und Illusionen gehen sollte, sondern um die Einübung in eine »analytische Mentalität«, die die Verhaltensweisen, Auffassungen und Überzeugungen der Leute von Wit-

tenberge in ihrer gelebten Wirklichkeit erfasst. Man wollte sich gemeinsam um ein wirksames deskriptives Instrument bemühen, das der Sache selbst nichts wegnimmt, sondern ihr etwas hinzufügt. Wissenschaftler haben Methoden und Theorien, um gesicherte Erkenntnisse über Lebensweisen am Abgrund zu gewinnen; Künstler verfügen über Formen des Ausdrucks, die eine Konstellation von Figuren in Szene setzen können. So sollten beiden Seiten der Versuchung des reflexhaften Unglaubens wie der leichfertigen Kritik entgehen können. Am Ende allerdings, das war allen klar, würde eine grundsätzliche Differenz stehen: Bei den Wissenschaftlern steht der Rapport, der gelesen und erwogen, bei den Künstlern die Aufführung, die gesehen und erlebt werden kann.

Die Fragestellung und der Zugang des gesamten Projekts erinnern an ein berühmtes sozialwissenschaftliches Forschungsprojekt des 20. Jahrhunderts: die Untersuchung über die Arbeitslosen von Marienthal von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel aus dem Jahre 1933. Die Marienthaler Studie hat als ein soziografischer Versuch über die Wirkungen lang andauernder Arbeitslosigkeit deshalb Geschichte gemacht, weil sie vor Augen führt, was mit einem Kollektiv passiert, dem die Arbeit verloren geht. Marienthal war ein kleines Fabrikdorf von eintausendfünfhundert Einwohnern auf dem flachen Land in der Nähe von Wien. Der den Ort beherrschende Großbetrieb der Textilindustrie mit Spinnerei, Bleiche und Weberei war 1930 in der Folge der Weltwirtschaftskrise geschlossen worden. Genauso wie in Wittenberge ging es darum, ein umfassendes Inventar des Lebens zu erhalten und den Ausdruck des Erlebens im Verhalten zu verstehen. Untersuchungsgegenstand war dabei das arbeitslose Dorf und nicht der einzelne Arbeitslose. Was sagt die Verwahrlosung der Parks, der Rückgang in den Bibliotheksausleihungen oder der Mitgliederverlust der politischen Parteien über den Zustand der arbeitslosen Klasse? Die Forscher der dreißiger Jahre gehörten zu einer sozialistisch inspirierten Generation, die sich die Enttäuschung ihrer Hoffnungen erklären wollte. Man war zuerst davon überzeugt gewesen, dass die heraufziehende Revolution vor allem Nationalökonomien brauchte, hatte dann nach dem sowjetischen Vorbild die Vorstellung, dass die siegreiche Revolution sich in erster Linie auf Ingenieure stützen würde, und musste schließlich zu der Erkenntnis gelangen, dass die verlorene Revolution aus ihnen allen Sozialpsychologen gemacht hatte. Die Frage lautete, was die Klasse der Arbeiter und Arbeiterinnen macht, wenn ihnen mit einem Schlag die Arbeit weggenommen wird. Sie rüsten weder zum kollektiven Kampf, noch neigen sie zur individuellen Rebellion. Die Antwort der Marienthal-Studie lautete ganz im Gegenteil: Sie fallen als Gruppe in den Zustand einer müden Gemeinschaft, die zwar die Ordnung der Gegenwart aufrechterhält, aber die Beziehung zur Zukunft verloren hat.

Die Schrumpfung des Lebensraums, der Zusammenbruch der Zeitstruktur und die Auffächerung in die Gruppen der Resignierten, der Ungebrochenen, der Verzweifelten und der Apathischen zeugen von einem unaufhaltsamen Prozess der Ermüdung, in dem noch die Erinnerung an eine bessere Zeit die Leute nicht erbittert und gegen das Heute aufbringt, sondern als Gelegenheit wahrgenommen wird, wenigstens in

Gedanken weit von den Sorgen und dem Elend des Augenblicks entfernt zu sein. So diente den Forschern der dreißiger Jahre das Industriedorf Marienthal als Beweis dafür, dass im Zweifelsfall in der Arbeiterklasse nicht die politische Logik des Kampfes, sondern die sozialpsychologische der Lähmung herrscht.

Ein solcher Beweis muss heute nicht mehr erbracht werden. Der geschichtsphilosophische Glaube an eine Mission der Arbeiterklasse im Augenblick der gesellschaftlichen Krise steht schon lange nicht mehr zur Debatte. Die unter rechts- und wohlfahrtsstaatlichen Verhältnissen aufgewachsenen Generationen des Massenkonsums und der Massendemokratie sind nicht völlig hoffnungslos geworden; nur rechnen die Vorstellungen davon, wie die Leute unter der Bedingung enttäuschter Erwartungen und gebrochener Entwicklungen sich über Wasser halten, mit vielfältigen ganz individuellen Strategien und vereinzelt, gelegentlichen und womöglich bizarren Gegenwehren. Man hat also längst von Geschichtsphilosophie auf Sozialpsychologie umgestellt und weiß sich mit den Anderen, die man beobachtet und befragt, in einem Boot. Das Überleben unter den Bedingungen von dauernder Arbeitslosigkeit, prekärer Beschäftigung und unterbrochener Erwerbsbiografie ist besonders für Sozialwissenschaftler und Geisteswissenschaftlerinnen kein Problem von Leuten auf der anderen Seite; entsprechende Erfahrungen hat man vielleicht selbst schon gemacht, und entsprechende Schicksale kennt man durchaus von seinesgleichen.

Aber nicht nur bei den Beobachtern, sondern auch bei den Beobachteten macht sich ein Unterschied zwischen den Studien von Marienthal und Wittenberge geltend. Die Gemeinschaft eines Dorfes oder einer Kleinstadt lässt sich heute nicht einfach zum Objekt der Beobachtung machen. Die Gemeindeverwaltung, die örtliche Presse oder die Spitzen der Region, also die mehr oder weniger legitimierten Sprecher des Untersuchungsgegenstandes, werden Aufschluss über Sinn und Zweck der Untersuchung und über Verwertung und Verwendung der Ergebnisse erwarten. Besonders bei einer Untersuchung längerer Dauer begleitet man den Untersuchungsprozess und stellt Fragen nach Zwischenergebnissen und Akzentverschiebungen. Marie Jahoda und ihre Kollegen konnten Marienthal noch als totalen Gegenstand unter die Lupe nehmen, an dem die lähmenden Wirkungen von Arbeitslosigkeit zu studieren waren. Der Untersuchungsbericht enthält keinerlei Hinweise auf Reaktionen der Beforschten oder von Nachfragen seitens ihrer Repräsentanten. Marienthal erscheint als apathisches Objekt, das alle Nachfragen über Personaldaten, alle Gespräche über Lebensgeschichten und alle Fragebögen über Zeitverwendung, Mahlzeiten und Weihnachtsgeschenke über sich ergehen lässt. Das Einzige, was wir über die Anlage des Projekts erfahren, ist ein Trick der Camouflage. Kein einziger Mitarbeiter durfte in dem halben Jahr, das die Untersuchung dauerte, in der Rolle des Reporters oder Wissenschaftlers vor Ort auftreten, jede und jeder sollte sich vielmehr durch irgendeine, auch für die Bevölkerung für nützlich gehaltene Funktion in das Gesamtleben einfügen. Man machte sich also im Dienste der Forschung unkenntlich, um an Informationen heranzukommen, die einem Fremden von außen vermutlich verweigert würden.